Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Ernst E. Schlatter : ein Künstlerleben
Autor: Moser, Fritz E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662547

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er nahm sie, aber ehe er sein Pferd wieder antrieb, betrachtete er ein paar Sekunden unbeweglich und mit größter Aufmerksamkeit die Eisdecke des Flusses.

„Es ist schon etwas Wasser aufs Eis gekommen", sagte er, „und der Schnee ist geschmolzen. Aber wir kommen wohl gerade noch hinüber. Hüh, Karl-Eugen!"

Das Pferd beschnupperte die weiße Fläche, ehe es sich darauf wagte, lief dann aber gleich drauf los. Die Schlittenspuren, die den ganzen Winter auf dem Eise gewesen waren, waren verschwunden. Die kleinen Tannenbäume, die man in regelmäßigen Abständen aufgepflanzt hatte, um den Weg zu bezeichnen, waren fast alle umgefallen und lagen in dem halbgeschmolzenen Schnee. Als sie an der Insel vorüberkamen, krachte das Eis zweimal, bog sich aber nicht. Karl-Eugen trabte munter auf das Haus von Charles Lindsay zu, das am anderen Ufer auftauchte. Als der Schlitten jedoch auf die Mitte des Stromes unterhalb des großen Falles kam, mußte er langsamer fahren wegen einer großen Wasserlache, die da auf dem Schnee stand und ihn aufweichte. Langsam näherten sie sich dem Ufer; nur dreißig Schritt waren noch zurückzulegen, als das Eis von neuem krachte und unter den Hufen des Pferdes schwankte.

Vater Chapdelaine war aufgestanden und seine Augen, diesmal hell wach, blickten scharf und entschlossen unter der Pelzmütze hervor.

„Hüh, Karl-Eugen, hüh!" rief er mit seiner starken rauhen Stimme.

Das alte Pferd steckte die Ränder seiner Hufe vorsichtig in den halbflüssigen Schnee und lief ruckweise in großen Sätzen auf das Ufer zu. In dem Augenblick, wo sie an das Land kamen, schwankte das Eis ein wenig unter den Schlittenkufen, und ein Stück versank und ließ an seiner Stelle ein Loch mit klarem Wasser zurück.

„Wir werden die Letzten sein, die dies Frühjahr herüberkommen," sagte er.

Und er ließ sein Pferd sich ein wenig verschnaufen, ehe es das steile Ufer hinaufging.

Bald darauf bogen sie vom großen Weg ab auf einen kleinen, der tief in den Wald hineinführte. Es war kaum mehr als ein eben erkennbarer Pfad, der, noch voller Baumwurzeln, ungezählte Windungen machte, um die Felsen oder Baumstümpfe zu umgehen. Er kletterte einen Hang hinauf, schlängelte sich oben auf einer Höhe mitten zwischen verbrannten Stämmen hindurch, gewährte hin und wieder einen Blick auf den jähen Abfall des Hangs, auf das Geröll der Stromschnelle oder auf den jenseitigen Abhang, der oberhalb des Falls noch höher und schroffer wurde, und kehrte schließlich in das öde Einerlei von hingestreckten Stämmen und schwärzlich aufragenden Baumstrünken zurück.

Felsengruppen, wenn sie einmal umfahren waren, schienen sich wieder hinter ihnen zu schließen. Düsteres Dickicht von Tannen und Fichten trat an die Stelle des verbrannten Waldes, die Berge des Alec-Flusses zeigten sich ein paarmal in der Ferne, und bald grüßte die Reisenden zugleich ein Stück gerodetes Land, aufsteigender Rauch und das Anschlagen eines Hundes.

„Sie werden froh sein, dich wiederzusehen, Maria", sagte Vater Chapdelaine, „du hast allen sehr gefehlt."

(Fortsetzung folgt.)

Verwandte Seelen.

Die Nacht war dumpf, der Regen rauschte,
Das Heimweh schlich nun sacht zu mir herein,
und als ich seinem Schmeicheln lauschte,
da waren die Gedanken restlos dein.

Die Saiten, die es sanft berührte,
sind zwischen unsern Seelen hingespannt,
Die Sehnsucht, die den Bogen führte,
hält ihn noch immer heimlich in der Hand.

Die süße Qual ist längst verschwunden,
Das Echo deiner Seele blieb bei mir.
Es zittert nun durch stille Stunden
in wunderbarer Harmonie mit dir.

Grety Steinmann.

Ernst E. Schlatter.

Ein Künstlerleben.

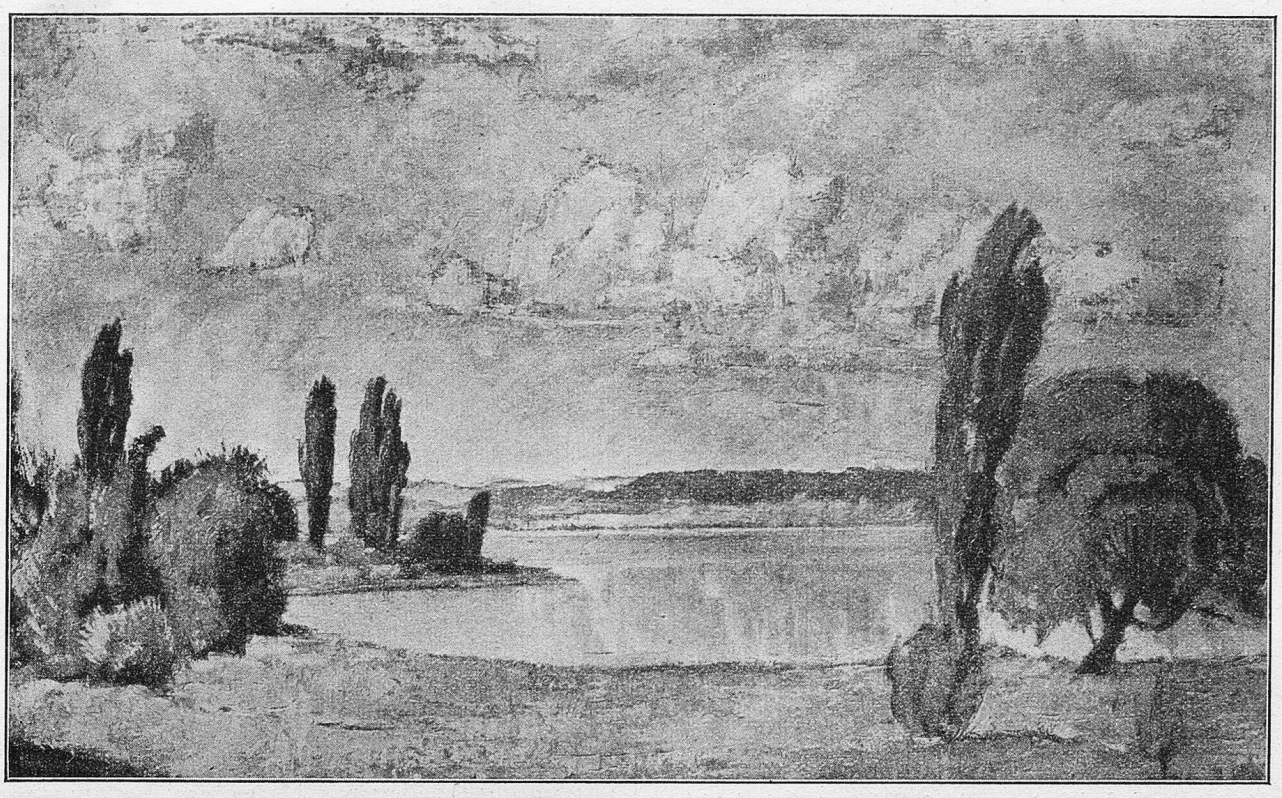
Ernst E. Schlatter gehört zu jenen Schweizer Künstlern, die, erfüllt von einem starken und sichern Gestaltungswillen, durch den klaren, bestimmten Ausdruck ihrer Kunst die besten und echtesten Kräfte unseres Volkes mitverkörpern. Ernst E. Schlatter wurde am 27. November

1883 in Zürich geboren und bildete sich in Stuttgart und München zum Maler und Graphiker aus. Als er um die Jahrhundertwende sein künstlerisches Schaffen begann, war es der herben, dem monumentalen Ausdruck zugewandten und die Wirklichkeit dem Bildaufbau herrisch unterordnenden Kunst des großen Hodler gelungen, sich im schweizerischen Kunstleben durchzusetzen und dem jungen Nachwuchs einen großen Impuls zu verleihen. Ernst E. Schlatter, der sich Hodlers Kunstrichtung zuwandte, bewahrte seine glückliche Anlage, wohl dem Großen nachzustreben, aber neben dem Großen doch als Eigener zu leben. Er hatte als Lithograph schon früh die Gaben ausgebildet, das Wichtige überzeugend und knapp zu sagen und im Ausdruck anschaulich zu bleiben. Die Lithographie, in der er heute eine meisterhafte Vollendung erreicht hat, ließ ihn wach bleiben für die lebendige Form. Schlatter sagt übrigens einmal, daß sein großes Vorbild jener Satz von Dürer sei, er habe die Natur wiedergegeben, soweit er es vermocht habe. Und wenn ihn Hodler die Vereinfachung der Farbenskala, die Vorliebe und Betonung der Form, die Festigkeit in der Linienführung und die starke Unterstreichung des architektonischen und monumentalen Aufbaus lehrte, so folgte er doch mit Treue und Hingabe dem Ausdruck in der Natur und bekennt sich wie Dürer zu Naturhaftigkeit und Daseinsbejahung, mag er nun zeichnen und malen, unter was für verschiedenen Eindrücken es auch geschehe.

Ernst E. Schlatter, Kunstmaler, Uttwil (Thg.).

Seiner ersten Ausbildung nach ist Ernst E. Schlatter Graphiker und Lithograph. Die Graphik begleitet ihn durch sein ganzes künstlerisches Schaffen und führte ihn in der Steinzeichnung zu nahezu unerreichtem Ausdruck. Die Lithographie leitete ihn zu der zeichnerischen Eindringlichkeit und Genauigkeit in der Anschauung und bildete seinen Stil. Diese zeichnerische Schulung ließ ihn, was später auch für seine Malerei entscheidend wurde, in allen Erscheinungen die formenden Gesetze erkennen, so daß er diese in der Gestaltung seiner Bilder glücklich anwenden konnte. Im lithographischen Werk Schlatters gibt es Blätter von jener Differenziertheit des Tones, mit so zarten und schimmernden Übergängen und Tonstufen, wie sie der Lithographie nur in ihrer Glanzzeit zu eigen gewesen sind. Ob er nun in seinen Steinzeichnungen die Silhouetten charaktervoller, alter Städte umreißt, ob er stolz ragende Burgen und Schlösser über Tälern und Feldern zeichnet oder einen verträumten Winkel am See darstellt, überall wird das Streben des Künstlers bemerkbar, vor allem die Fläche raumhaft und dekorativ zu gestalten und den architektonischen Bildaufbau organisch und harmonisch zusammenzufügen.

Die Lithographie führte Ernst E. Schlatter naturgemäß zur Handzeichnung. In seinen Handzeichnungen erreicht der Künstler, schwarz-weiß oder mit farbiger Kreide, höchste, malerische Wirkung und eine gegenständliche Klarheit. Den künstlerischen Formwillen Schlatters zeigen seine Handzeichnungen oft reiner und ungebrochener als seine Werke der Lithographie oder der Malerei. Als der Fünfzigjährige in der großen Frauenfelder Ausstellung im November 1933 sein Lebenswerk zeigte, räumte er der Handzeichnung als der künstlerisch lebendigsten, unmittelbarsten und reinsten Dokumentation seines Künstlertums einen breiten Raum ein. Darin lag ein tiefer



Auf der Reichenau. Nach einem Gemälde von Ernst E. Schlatter, Uttwil.

Sinn, denn die Handzeichnung nimmt im Leben des auf voller Höhe seines Schaffens stehenden Künstlers einen ganz hervorragenden Platz ein.

Von Steindruck und Handzeichnung ausgehend, vermochte Ernst E. Schlatter in seinen Bildern den ihm eigentümlichen, künstlerischen Ausdruck zu finden, der die ruhige und feste Form groß und schlicht, im innern Aufbau vollendet, beherrscht und zielsicher zeigt. Das Hauptgebiet seiner Malerei ist die Landschaft. Dem Landschafter Schlatter ist kaum ein Winkel unseres schönen Schweizerlandes unbekannt, aus der Heimat nimmt er auch hauptsächlich seine Motive. Studienaufenthalte in Italien, Frankreich und Deutschland boten ihm freilich willkommene und starke Anregung. Aber es ist besonders die gewaltige Architektonik unserer Berge, die er kraftvoll im Bild zu gestalten weiß. Mit einer stattlichen Reihe von Berglandschaften aus Arosa und dem Säntisgebiet hat Schlatter die schweizerische Alpenmalerei um einen neuen künstlerischen Ton und Ausdruck bereichert. Sein tiefes Naturgefühl ermöglicht es ihm jedoch, ebenso die farbige Frische, die Helle und Weiträumigkeit des Seegebietes und den prachtvollen Schwung der ziehenden Flüsse, vor allem des Rheins, lebendig und eindrucksvoll darzustellen. Oft greift er auch bloß einen stillen Winkel, ein paar Fischerhütten, einen Wegrand heraus, daß man den See dabei kaum sieht, doch ahnt man ihn an der Helle des Lichts und in der bezaubernden Atmosphäre des Bildes. Klar, gesund und stark ist die helle Leuchtkraft seiner heutigen Farbgebung.

Im Bildnis baut Schlatter die Flächen malerisch und klar auf. Hier kommt ihm der scharfe Beobachterblick und seine große zeichnerische Begabung zugute, und eine bedeutende Anzahl lithographischer Porträtzeichnungen beweisen Schlatters Fähigkeit, in klaren Formen das Typische eines Menschen festzuhalten. Auch als Blumenmaler weiß er das Eigentümliche und Wesentliche etwa eines Wiesenblumenstraußes zart und leicht in heller, vornehmer Farbigkeit zu zeigen.

Es ist fast nicht möglich, aus der unübersehbaren Fülle von graphischen und zeichnerischen Arbeiten und Gemälden Schlatters alles auch nur annähernd zu beschreiben. Die Kunstmuseen von Zürich, Basel, St. Gallen, Aarau, Konstanz und Ulm und viele Privatsammler in der Schweiz und in Deutschland besitzen Gemälde und graphische Blätter aus des Künstlers Hand. Sein Werk wächst und gedeiht in die Weite. Sein schätzenswertes und reifes Künstlertum ist über

die Grenzen unserer Heimat hinaus anerkannt, und wir sind erfreut, daß Ernst E. Schlatter in seinem schönen Künstlerheim im stillen Dorf Uttwil am Bodensee den richtigen Ort zu seinem kraftvollen und aufrechten künstlerischen Schaffen gefunden hat. Er wird uns noch viel Wertvolles schenken, dessen sind wir sicher.

Dr. Fritz E. Moser.

Wandertage eines deutschen Malers.

Als ich anderen Tags auf der Simplonstraße die Grenzhöhe erreicht hatte, jubelte ich laut auf; es war ja vaterländischer Boden, den ich nun betrat, trotz aller politischen Ab- und Einschnitte. In Brig, wo ich übernachtete, hörte ich wieder den Jägerchor aus dem „Freischütz". Webers Oper machte damals ihren Lauf über Europa.

Um nach Bern zu kommen, wollte ich den nächsten Weg über die Gemmi einschlagen. Dieser abenteuerliche Felsensteig hatte für mich noch eine besondere Anziehung bekommen, weil ich früher Zacharias Werners schauerliche Tragödie, „Der 24. Februar", gelesen und auf einem Liebhabertheater in Dresden gesehen hatte, wobei Freund Oehme recht ergreifend den heimkehrenden Sohn darstellte.

So verließ ich denn das Rhonetal und stieg zur Rechten die Höhen hinauf. Ich hatte mich unterwegs mit Zeichnen aufgehalten und kam abends in der Nähe von Leuk an ein Dörfchen, wo ich in einer Hütte einkehrte, in der zwar ein Schoppen sauren Weines, aber nichts anderes zu haben war. Doch die Bewohner interessierten mich, besonders als sie die Schüssel Milch, die mit einem Stück harten Schwarzbrotes ihre Abendmahlzeit ausmachte, andächtig betend umstanden. Es waren ein würdig aussehender Alter mit wenigem, weißem Haar, ein ebenso altes Mütterchen und ein zwölfjähriger, stämmiger Junge, ihr Enkel. Das Gesicht des Alten hatte einen so eigenen Ausdruck, daß ich ihn nie vergessen konnte, als belächle er in stolzer Ruhe seine Armut, die ihm weder Sorge noch Kummer machte. Die lange, hagere Gestalt steckte in einem groben Leinwandkittel, der ursprünglich schwarz gewesen war. Das Mütterchen bediente geräuschlos, freundlich und liebevoll und sah dabei so sauber aus wie das ganze Stübchen und Geräte. Es war, als hätte ich den alten Eberhard Stilling samt Frau und Enkel vor mir. Der Junge, welcher einen stärkeren Appetit hatte, als die beiden Alten, nahm noch ein groß Stück Brot aus der Tischlade und mühte sich vergebens, es mit dem Messer zu schneiden. Er holte still ein Beil und brachte das Brot damit in Brocken auseinander; die Milch mußte diese erweichen. Das Lächeln des Alten bei dieser Prozedur war noch hübscher anzusehen.

Mein Nachtlager war in einem sogenannten Heustadel, der auf der Matte der Hütte gegenüberlag; er stand auf vier Pfählen, und man war genötigt, auf einer kurzen Leiter in die Tür zu steigen; unter dem Stadel plätscherte der kleine Bach raschen Laufes den Hügel hinab. Tüchtig ermüdet lag ich so in meinem Pfahlbau im warmen, duftigen Heu und freute mich noch ein paar Minuten lang des sonderbaren, ja poetischen Lagers; das Bächlein unter mir rauschte sein eintöniges Schlummerliedchen und ein paar fehlende Schindeln im Dache ließen zwei blinkende Sternchen auf mich herabsehen. Unter mir die Zeit, so dachte ich, unablässig vorüberrauschend, über mir die ewigen Wohnungen.

Beim ersten Morgenrot weckte mich die eindringende Kälte. Meine Zeche von einigen Kreuzern hatte der Alte schon gestern abend in Empfang genommen; so stieg ich denn meine Leiter wohlgemut wieder herab und wanderte immer über grüne Matten den steilen Felswänden zu, welche vor mir lagen. Unerklärlich war es mir, wo der Weg hinauf und hinüber führen sollte, da selbst beim Näherkommen keine Schlucht, kein Einschnitt in das Gebirge zu sehen war, bis ich endlich zu meinem größten Erstaunen die Linien eines Pfades an der senkrechten, himmelhohen Wand selbst entdeckte und mir sagte: Das ist die berühmte Gemmiwand.

Seit ich meine Himmelsleiter am Heustadel verlassen, hatte ich noch nichts genossen. Leuk, dessen Kirchturmspitze rechts hervorragte, lag zu entfernt zu einer Einkehr; ich scheute den großen Umweg und begann frischweg das Steigen auf dem schmalen Felsenpfad, in der Hoffnung, droben Sennhütten zu finden, in denen ich mich würde stärken können. Es kam aber anders.

Nachdem ich länger als anderthalb Stunden im Zickzack an der kolossalen Wand steil aufgestiegen war, immer den greulichen Abgrund hart zur Seite, erreichte ich die Höhe; ich machte große Augen, als ich statt der gehofften grünen Matten und Sennhütten große Schneeflächen vor mir erblickte, umgeben von schwarzen Felsmassen